

Schwierigkeiten bei der Realisierung neuer Modelle und Experimente

Autor(en): **Schaffner, Gerhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **42 (1971)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-806901>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schwierigkeiten bei der

Gerhard Schaffner

Realisierung neuer Modelle und Experimente

Zuerst möchte ich dem GDI danken, dass ich über die Problematik der Heim- und Anstaltserziehung aus der Sicht eines Heimleiters sprechen darf. In meinem folgenden Ausführungen will ich Sie mit den Schwierigkeiten vertraut machen, welche die Realisierung neuer Modelle und Experimente im Bereiche der Heimerziehung erschweren, wenn nicht gar verunmöglichen: In einem ersten Abschnitt möchte ich meinen Standort als Heimleiter zu erläutern versuchen. Im zweiten Abschnitt beschäftige ich mich mit der Frage nach der Angemessenheit von Modellen, und im dritten Teil versuche ich, die zentralen Schwierigkeiten aufzuzei-

te es als der dritte im Bunde sogar auf 11 Thesen. Aus diesen wurde schliesslich eine Resolutionstext kompiliert, der nach einigen Abänderungen vom Plenum gutgeheissen wurde und den wir ebenfalls im Wortlaut vorlegen möchten. Unerträglich war, weil ebenso langfädig wie banal, das Referat des Journalisten **R. Thut** (Thalwil) über Kommunen als Alternative zu den Anstalten, wobei in dem ganzen Geschnorre des Referenten immerhin die Feststellung bemerkenswert war, dass auch Kommunarden zur «sanften Gewalt» greifen und diese bejahen. In Rüschtikon nicht mehr vortragen werden konnte ein vorbereitetes Diskussionsvotum von **Dr. A. M. Meier**, dem neuen Präsidenten des Hilfsverbandes für Schwererziehbare. Es wurde in schriftlicher Fassung schliesslich an die Tagungsteilnehmer abgegeben. Auch dieser Text sei im folgenden abgedruckt, weil er als «die Stimme des unbekanntem Heimleiters» gelten kann, der «Im Grüene» praktisch nicht zu Wort kam. Fazit der Tagung: Vieles kritisiert, viele verletzt, nichts erreicht. Man kann weder den Verwehrlosten, von der Gesellschaft Ausgestossenen heilen noch den Jugendstraf- und Massnahmevollzug reformieren allein dadurch, dass sich der Reformier die Optik der Dissozialen zur eigenen macht. Vielleicht merkt mit der Zeit auch **Josef Rennhard** vom «Beobachter», dass es doch um (realisierbare) Reformen geht, nicht ums Anklagen und Rechthaben. Vielleicht aber merkt er es auch nicht. Trotzdem: E guets Neus!

Heinz Bollinger

gen, die — um das Ergebnis vorauszunehmen — im Fehlen der minimalen Voraussetzungen liegen, die zur Realisierung neuer Modelle erfüllt sein müssen.

Zum eigenen Standort

Obschon ich theoretischen Ueberlegungen nicht unzugänglich bin, werde ich versuchen, den Standpunkt des Praktikers zu vertreten, und zwar als einer der Heimleiter, der von der Presse bisher nicht — oder vielleicht noch nicht — unter Beschuss genommen worden ist. Damit Sie meine Thesen nach Möglichkeit so verstehen, wie sie gemeint sind, möchte ich Sie kurz mit meinem Erfahrungshintergrund vertraut machen: Ich habe nach Abschluss meines Studiums in Psychologie und Heilpädagogik zuerst eine Beobachtungsstation geleitet und stehe heute einem Heim für dissoziale Jugendliche im Alter zwischen 15 und 20 Jahren vor, das der Beobachtung und Nacherziehung dient. Durch Vermittlung von praktischen Lebenstechniken, beruflichen Kenntnissen und Fertigkeiten versuchen wir, den Bildungsrückstand so weit wie möglich auszugleichen. Durch Training der Bindungs- und Belastungsfähigkeit soll dem Jugendlichen die Möglichkeit geboten werden, seinen Reifungsrückstand während des Heimaufenthaltes so weit wie möglich aufzuholen. Von den 50 Betten der Erziehungsabteilung stehen zurzeit über 20 leer, da uns die entsprechenden Gruppenerzieher fehlen (bedingt u.a. durch den Heimleiterwechsel).

Im Vergleich zur Arbeitserziehungsanstalt Uitikon zum Beispiel sind unsere Jugendlichen — der Zweckbestimmung der Institution entsprechend — im Durchschnitt jünger. Diagnostisch haben wir es vermutlich mit einer heterogeneren Gruppe zu tun. Die Prognose des einzelnen ist beim Eintritt in vielen Fällen günstiger als in der Population von Uitikon, was wieder mit dem Alter und der Selektion (von der Zweckbestimmung her) zusammenhängt. Das geht unter anderem auch aus der Tatsache hervor, dass wir unsererseits immer wieder auf Uitikon und ähnliche Einrichtungen angewiesen sind. Das gilt besonders für den Tessenberg und die Aarburg, nämlich dann, wenn eine erfolgreiche Re-

sozialisierung in unserem vergleichsweise freiheitlichen Rahmen nicht mehr gewährleistet ist. Das ist im offenen Heim zum Beispiel dann der Fall, wenn der Jugendliche sich durch fortgesetztes Delinquieren verbunden mit chronischem Fortlaufen unseren methodischen Möglichkeiten entzieht. In dieser Lage lässt sich eine Umplazierung in eine Institution mit Sicherungsmöglichkeiten im Interesse des Jugendlichen und auch der Gesellschaft nicht mehr umgehen.

Soweit meine Erfahrungsbasis. Ich muss mich im folgenden auf eine kleine Auswahl von Gesichtspunkten beschränken, die zugegebenermassen subjektiv gefärbt ist: Ein anderer Heimleiter würde andere Akzente setzen. Implizite Kritik an meinen Kollegen einerseits und andererseits an den professionellen Kritikern lässt sich dabei wohl kaum ganz vermeiden, auch — oder gerade dann — wenn ich mich um Sachlichkeit bemühe.

Zur Angemessenheit neuer Modelle

Modelle sind nicht deshalb schon geeignet und zweckmässig, nur weil sie neu sind. In jedem andern Bereich wird diese Aussage in der Regel als richtig akzeptiert. In der Diskussion um unsere Erziehungsheime in den letzten Monaten bekam ich zusehends den Eindruck, als gelte das Gegenteil: Jedes Modell ist gut, wenn es nur neu ist. Ich kann mich dieser Behauptung nicht anschliessen und möchte das an zwei geläufigen Beispielen zu erläutern versuchen:

Wir mussten uns sagen lassen, in Neill's Buch «Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung»¹ hätten wir doch eine Alternative zu unseren veralteten Erziehungsmethoden. In Summerhill seien sexuelle Beziehungen unter Jugendlichen kein Problem, Arbeit richtigerweise freiwillig, Zwang ein Fremdwort. Würden wir nur diese «Prinzipien» übernehmen, so wären sie, die Kritiker, mit uns zufrieden. Wer so argumentiert, berücksichtigt nicht, dass Neill in Summerhill unter anderem eine recht andere Population hat als wir in unseren Erziehungsheimen und -anstalten für dissoziale Jugendliche.

Aus ähnlichen Gründen habe ich Mühe, in Wohnkommunen eine Alternative zu den Anstalten zu sehen: Wer fähig ist, in einer Kommune als vollwertiges Mitglied zu leben, gehört vermutlich nicht ins Erziehungsheim; wer in der Kommune altersentsprechende Hilfen und Lerngelegenheiten findet, ist kaum zu der Gruppe von Jugendlichen zu zählen, mit denen wir uns in den Erziehungsheimen beschäftigen: Die Kommune übernimmt in diesem Fall kompensierende Erziehungs- und Pflegeleistungen, wenn andere geeignete Unterbringungsmöglichkeiten fehlen.

Das Erziehungsheim sollte dagegen für jene Fälle ein klinisch-heilpädagogisches Instrument sein, wo das ambulante sozialpädagogische Instrumentarium — wozu ich gerne auch die Kommunen zähle — die notwendigen Persönlichkeits- und Verhaltensänderungen nicht bewirken kann. An diesem Punkt scheint mir ein fundamentales Missverständnis zu liegen: Heimerziehung muss dann, aber auch nur dann sozialpädagogische Hilfe anbieten, wenn erstens die ambulanten Hilfen nicht ausreichen und zweitens das Heim tatsächlich

über Möglichkeiten zur Hilfeleistung verfügt. In allen anderen Fällen ist Heimerziehung kontraindiziert! Heimerziehung ist hiemit der Aufgabe einer medizinischen Klinik vergleichbar: Nicht jeder Kranke wird wahllos in die Klinik aufgenommen, sondern nur der, dessen Erkrankung vermuten lässt, dass alle ambulanten ärztlichen Hilfen nicht ausreichen, um den nötigen Heilerfolg zu gewährleisten². Zur Lösung dieses Auftrages — und da gehe ich grundsätzlich mit den Kritikern der Sache nach einig — sind nur sozialpädagogisch-therapeutische Heime eines neuen Stils brauchbar.

Um diese Ueberlegungen noch etwas zu präzisieren: Es geht mir in meinen Ausführungen weder um Kinder noch um Erwachsene, sondern ausschliesslich um Jugendliche während der Pubertät und Adoleszenz. Es geht nicht um geistig oder körperlich infirme Jugendliche im Sinne der Invalidenversicherung. Diese brauchen beschützende Werkstätte und Rehabilitationseinrichtungen. Es geht andererseits aber auch nicht um Jugendliche, die sich gegen unsere Leistungsgesellschaft auflehnen, lieber gammeln als arbeiten, und auch nicht um jene Jugendlichen, die sich mit ihren Eltern zerstritten haben. Auch für diese Gruppe wird heute nach neuen Hilfemöglichkeiten gesucht. Das Erziehungsheim ist sicher nicht die geeignete Lösung. Würden diese Jugendlichen in unsere Erziehungsheime «versorgt», dann müsste ich jenen Kritikern recht geben, die behaupten, Erziehungsheime hätten eine herrschaftsstabilisierende Funktion und seien insofern eine Erfindung der spätkapitalistischen Konsum- und Industriegesellschaft³. Es geht uns doch hier in Rüschnikon um Jugendliche, deren Dissozialität fortgesetzt und generalisiert in Erscheinung tritt, die zum Beispiel in Wohngemeinschaften überfordert sind und denen mit den Mitteln der ambulanten Jugendfürsorge nicht geholfen werden kann. Aber auch hier muss mit Hilfe einer genauen Persönlichkeitsabklärung die Indikation zur Heimeinweisung zuerst genau geprüft werden.

Welche Modelle bieten sich — als Alternative zu den bestehenden Einrichtungen — in diesen Fällen an? Theoretische Erörterungen gehen in diesem Zusammenhang immer wieder auf die Experimente zurück, die August Aichhorn, ein Schüler Sigmund Freuds, in den 30er Jahren in Oesterreich durchgeführt hat⁴. Auch ausländische Versuchseinrichtungen, die erst in ganz geringer Zahl existieren⁵, orientieren sich zum Teil an den Grundgedanken Eichhorns, besonders an seiner psychoanalytischen Sicht der Persönlichkeit des dissozialen Jugendlichen. Aber hier muss gesagt sein, dass diese «Musterheime» mit sehr grossen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und dass auch ihr Vorgehen nicht unbestritten ist. Ich werde jedoch in meinen nachfolgenden 11 Thesen versuchen, einige dieser Erfahrungen zu berücksichtigen.

Minimalvoraussetzungen zur Realisierung neuer Modelle

Nicht zu Unrecht verlangen unsere Kritiker nach Reformen. Wir Jugendheimleiter sind grundsätzlich gerne bereit, Reformvorschläge zu diskutieren. Nur möchten wir noch einen Schritt weitergehen: Wir möchten

neue Modelle auch realisieren. Und an diesem Punkt liegt nun die zentrale Schwierigkeit: In der deutschen Schweiz fehlen heute vielerorts die Minimalvoraussetzungen, die eine Verwirklichung neuer Modelle und Experimente überhaupt erst ermöglichen würden. Ich will versuchen, diese fehlenden Voraussetzungen in einigen Thesen zu formulieren:

- 1 Erziehungseinrichtungen für Jugendliche sollten im Einzugsgebiet grösserer Städte liegen und nicht in ländlicher Abgeschiedenheit.
- 2 Sie sollten so konzipiert sein, dass die Erziehungsarbeit in baulich überschaubaren Wohngruppen geleistet werden kann.
- 3 Bau und Betrieb entsprechender Einrichtungen sollten gesamtschweizerisch — mindestens aber im Bereich der Konkordatskantone — koordiniert werden.
- 4 Wir brauchen mehr fachlich qualifiziertes Personal als uns heute in der Regel bewilligt ist.
- 5 Wir brauchen Mitarbeiter mit den verschiedensten Spezialausbildungen, die aber zu interdisziplinärer Zusammenarbeit fähig sind.
- 6 Wir brauchen risikofreudige Mitarbeiter, die bereit sind, einmal angefangene Experimente auch zu Ende zu führen.
- 7 Wir brauchen das Verständnis der Behörden, da grössere Projekte nicht mehr allein durch Privatinitiative getragen werden können.
- 8 Wir brauchen die Unterstützung der Massenmedien, besonders auch der Lokalpresse.
- 9 Wir brauchen das Wohlwollen der Gesellschaft.
- 10 Wir sind angewiesen auf die Mitarbeit der Hochschulen und damit auch auf ihre Forschungsergebnisse.
- 11 Und letztens: Wir brauchen vernünftige finanzielle Grundlagen.

Ich will nun versuchen, diese 11 Thesen näher zu begründen und die damit zusammenhängenden Schwierigkeiten, die uns vorläufig an der Realisierung neuer Modelle und Experimente hindern, etwas eingehender darzustellen.

Zur 1. These

Erziehungseinrichtungen für Jugendliche sollten im Einzugsgebiet grösserer Städte liegen. Aus pädagogischen Gründen sollten altersentsprechende Aussenkontakte in den Erziehungsplan eingebaut werden können: Einerseits sollen die Jugendlichen mindestens im zweiten Teil des Heimaufenthaltes Gelegenheit haben, ausserhalb des Heimes einer Arbeit nachzugehen, andererseits ist es eine ebensowichtige Aufgabe des Erziehungsheimes, den Jugendlichen unserer Freizeitindustrie gegenüber kritisch zu erziehen⁶. Das setzt aber voraus, dass Kinos, Restaurants, Dancings, Spielsalons in nicht allzu grosser Distanz zum Heim liegen. Aber auch im Hinblick auf die Personalrekrutierung und auf die wünschbare Zusammenarbeit zwischen Heimen und Ausbildungsstätten für Sozialpädagogen

sowie Hochschulinstituten ist die geographische Lage von grosser Wichtigkeit.

Nun liegt in der Wirklichkeit nur rund die Hälfte der Erziehungsheime für Jugendliche in der Nähe grösserer Städte. Bei Neubauten oder geplanten Erweiterungsbauten sollte diesem Gesichtspunkt unbedingt grösste Bedeutung zugemessen werden. Bestehenden Heimen, die abseits der Zivilisation liegen, sollte jede nur mögliche Unterstützung gewährt werden, damit sie ihren Auftrag trotzdem erfüllen können (Bereitstellung der finanziellen Mittel für Autobusse, für die Personalschulung usw.).

Zur 2. These

Erziehungseinrichtungen für Jugendliche sollten baulich so konzipiert sein, dass die Erziehungsarbeit in kleinen überschaubaren Wohngruppen geleistet werden kann. Wenn wir davon ausgehen, dass das Heim unter anderem auch Funktionen der Familien zu substituieren hat, so kann dieser Auftrag vermutlich am besten in kleinen autonomen Gruppen erfüllt werden. Grossgruppen oder Speisesäle für 40, 60 oder mehr Jugendliche, wie sie noch zu häufig anzutreffen sind, fördern eine unerwünschte Vermassung, was sich erzieherisch kaum günstig auswirken kann.

Zur 3. These

Bau und Betrieb von Erziehungseinrichtungen für Jugendliche sollten gesamtschweizerisch koordiniert werden, da der einzelne Kanton zu klein ist, um die notwendige Zahl von Spezialeinrichtungen zu bauen und zu unterhalten. — Ein Beispiel: Am 23. Januar 1945 diskutierte die Kommission für das Anstaltswesen der Schweizerischen Justizdirektorenkonferenz die Schaffung einer sogenannten Anstalt für Schwersterziehbare. In den folgenden Jahrzehnten wurden verschiedene Entwürfe und Vorprojekte entworfen. Ein Detailprojekt für eine entsprechende Einrichtung — sie heisst heute Therapieheim — liegt seit 1968 vor. Die Baukosten belaufen sich — bei 35 Plätzen — auf zirka 11 Mio. Franken, und die jährlichen Betriebskosten liegen knapp unter 1 Mio. (Preisbasis: 1967). Das Projekt war letztes Jahr den verschiedenen beteiligten Kantonsregierungen zur Vernehmlassung unterbreitet worden. Antwort: Wir brauchen keine so differenzierte Einrichtung, da wir nur selten dafür geeignete Jugendliche hätten. Zudem ist uns das Heim zu teuer. Falls es billiger geht, wären wir eventuell wieder daran interessiert. — Eine Kommission ist nun daran, nach einer billigeren Variante zu suchen. Bis die neuen Pläne vorliegen, ist aber auch der Baukostenindex dementsprechend gestiegen... An diesem Punkt könnte man als Heimleiter resignieren: Ohne eine bessere Koordination unter den Kantonen sind neue Projekte überhaupt nicht realisierbar. — Zwar ist ein erster positiver Schritt in Richtung konstruktiver Zusammenarbeit unter den Kantonen theoretisch durch die Schaffung von Konkordaten schon getan worden. Im Bereiche des Jugendstraf- und Massnahmenvollzugs sieht es jedoch in den Konkordatskantonen Nordwest- und Innerschweiz zurzeit schlecht aus: Im Zusammenhang mit der Kritik an den Erziehungsheimen hat der Kanton Bern in den letzten Monaten schon wiederholt mit dem Austritt aus dem Konkordat gedroht...⁷.

Zur 4. These

Das fachlich qualifizierte Personal muss in allen wichtigen Bereichen der Heimerziehung vermehrt werden, sei es im Sektor der diagnostischen Erfassung, der Betreuung in der Freizeit, der Anleitung am Arbeitsplatz, der psychagogisch-therapeutischen Behandlung oder der Fürsorge nach dem Austritt. Ohne genügend grossen und qualifizierten Personalbestand in den genannten Sektoren können die heute bekannten Möglichkeiten der Nacherziehung und Behandlung von Jugendlichen, deren Dissozialität fortgesetzt und generalisiert in Erscheinung tritt, nicht ausgeschöpft werden.

Wie sieht es in der Praxis aus? Wir haben in manchen Heimen zuwenig bewilligte Erzieherstellen und zudem zuwenige und hauptsächlich viel zuwenig für diese Spezialaufgaben vorbereitete Gruppen- und Arbeitserzieher, gar nicht zu reden von den übrigen notwendigen Spezialisten. Es spricht kaum etwas dafür, dass diese Situation in absehbarer Zeit ändern wird. Wo liegen die Gründe? Dass es zuwenig ausgebildete Erzieher in den Heimen gibt, ist angesichts der grossen allgemeinen Personalknappheit an sich nicht erstaunlich. Bedenklich muss aber vor allem die Tatsache stimmen, dass ein beträchtlicher Anteil der ausgebildeten Heimerzieher gar nicht oder nicht mehr im Heim arbeitet⁶. Wie Untersuchungen gezeigt haben, liegt es nicht am fehlenden Interesse für die Heimerziehung, sondern an den Arbeitsbedingungen, den Löhnen der Heimerzieher, die in vielen Fällen in keiner marktgerechten Relation zur geforderten Leistung stehen. Der vom Bundesrat im letzten Sommer erlassene Normalarbeitsvertrag ändert daran wenig. Solange fachlich qualifizierte Erzieher in den staatlichen Lohnsystemen 2, 3, 4 oder mehr Lohnklassen schlechter eingestuft werden als die Primarlehrer, sind wir in den Heimen nicht in der Lage, auch nur traditionelle Erziehungsmodelle einigermaßen verantwortbar zu realisieren, geschweige denn an neue Modelle heranzugehen.

Die Gesellschaft scheint einfach nicht akzeptieren zu wollen, dass auch der Erzieher Anspruch auf einen leistungskonformen Lohn hat. Während man zum Beispiel mit den Arbeitsbedingungen der Lehrer sehr gut Politik machen kann, wie das in der letzten Zeit in verschiedenen Kantonen demonstriert worden ist, scheint das mit den wesentlich problematischeren Ar-

beitsbedingungen der Erzieher nicht erlaubt zu sein. Hat sich doch kürzlich ein Chefbeamter einer kantonalen Verwaltung anlässlich einer Pressekonferenz unter anderem für die Arbeitsbedingungen der Heimerzieher eingesetzt. Postwendend wurde er dafür in einer Tageszeitung gerügt mit der Begründung, er habe sich erlaubt, aus der Situation einiger Heime politisches Kapital für seine eigene Karriere zu schlagen. Warum soll ein Vorgehen, das sonst in sämtlichen Lebensbereichen von der Armee bis zur Kirche erlaubt ist, ausgerechnet im Bereiche der Heimerziehung inopportun sein?

Um nach dieser Abschweifung zur 4. These zurückzukommen:

Selbstverständlich sind die Arbeitsbedingungen in den letzten Jahren in den Heimen besser geworden. In einigen Institutionen sind diese Fragen sogar schon vergleichsweise recht fortschrittlich geregelt, wenn man mit Zuständen vor 10 oder 20 Jahren vergleicht. Aber auch ausserhalb der Heime ist der Lebensstandard gestiegen. Daher müssen in diesem Punkt noch grosse Anstrengungen unternommen werden, um genügend Leute für die Mitarbeit in Heimen zu motivieren.

Zur 5. These

Das Personal unserer Erziehungsheime sollte so ausgebildet sein, dass es zur Arbeit im Team nicht nur bereit, sondern auch fähig ist, — Interdisziplinäre Zusammenarbeit von Sozialpädagogen in ihren Funktionen als Gruppen- und Arbeitserzieher mit Psychiatern und Psychologen in diagnostizierender, beratender und behandelnder Funktion mit Sozialarbeitern, Groupworkern und weiteren Spezialisten ermöglichen allein eine gleichzeitige Realisierung verschiedener methodischer Ansätze. Dieses interdisziplinäre Arbeiten ist meines Erachtens die einzige Chance, um den heutigen Formen jugendlicher Dissozialität kompetent begegnen zu können. Wo aber wird diese Arbeitstechnik heute gelehrt und gelernt? In Manager-Seminarien für Führungskräfte der Wirtschaft, ja. In den Ausbildungsstätten für Erzieher, Sozialarbeiter, Psychologen und Mediziner können wir erst vereinzelt schüchterne Anfänge feststellen. Auf der anderen Seite verleiten patriarchalische Heimstrukturen die Heimleiter zu einem autoritären Führungsstil ihren Mitarbeitern gegenüber, was sich sowohl auf die postulierte Teamarbeit wie auch auf die Beziehung zwischen dem Erzieher und den Jugendlichen höchst negativ auswirken kann.

Zur 6. These

Experimente lassen sich nur mit Mitarbeitern durchführen, die risikofreudig **und** fachlich kompetent zugleich sind. Diese These scheint einleuchtend zu sein und daher keiner weiteren Erklärung zu bedürfen. Aber wie sieht die reale Situation in den Heimen aus? Die Ausbildungsstätten schicken uns gerne Praktikanten und Assistenten in unsere Einrichtungen. Was dieser Gruppe von Mitarbeitern fehlt, ist nicht die Risikofreudigkeit, sondern die fachliche Qualifikation: Sie kommen wohl zu Ausbildungszwecken zu uns, werden aber angesichts des Personalmangels in vielen Fällen doch als volle Arbeitskräfte eingesetzt. Ist es aber

**Redaktionsschluss
für das Februar-Heft
20. Januar 1971**

verantwortbar, diese äusserst schwierige Aufgabe Leuten zu übertragen, deren Ausbildung noch nicht abgeschlossen ist? Auf der anderen Seite haben wir die langjährigen Mitarbeiter — wozu in der Regel auch die Heimleiter gehören — auf deren Schultern die Verantwortung für den Betrieb lastet — Assistenten und Praktikanten gehen ja nach kurzer Zeit wieder —, die müde geworden sind und denen der Mut zu neuen Experimenten fehlt, da diese immer mit Unsicherheiten verknüpft sind. Diese Gruppe ist daher schlecht motiviert, Neues zu versuchen, und steht meistens an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit.

Was in unseren Heimen jedoch fehlt, sind Leute mit einigen Jahren Erfahrung nach abgeschlossener Ausbildung. Hat ein Heimerzieher 2 oder 3 Jahre im Heim gearbeitet, so überfällt ihn in der Regel das Gefühl, im Heim zu «vergrauen», zu «versauern», und er wechselt dann genau in dem Zeitpunkt, wo er für Neues eingesetzt werden könnte, in die offene Fürsorge, in die Industrie, oder er geht auf seinen Erstberuf zurück. Ist es unter diesen Umständen den Heimleitern zu verargen, wenn sie auf die Forderung nach Reformen mit einigem Unwillen reagieren: Wo sind die Leute, welche ihm helfen wollen, diese Reformen durchzuführen?

Zur 7. These

Es braucht das vermehrte Verständnis der Behörden und Aufsichtskommissionen für neue Konzepte, da diese mit Sicherheit mehr kosten werden, als das früher der Fall war. — Wir werden kaum wesentliche Schritte vorwärtskommen, solange die Behörden nicht einsehen, dass sie ebenso wie für Spitäler und psychiatrische Kliniken auch für die Erziehungsheime die Verantwortung übernehmen müssen. Das bedeutet aber, dass die Politiker sich dafür einsetzen, dass unsere Heime optimal arbeiten können. Es sei in diesem Zusammenhang nicht geleugnet, dass sich verschiedene Kantone für ihre Heime und Anstalten einsetzen, wenn auch in unterschiedlichem Masse. Aber wenn 1970 einem Kollegen zugemutet wird, für Neubauten über 1 Mio. zusammenzubetteln, damit er den Kantonsbeitrag bekommt, so fragt man sich schon, wie weit es in diesem konkreten Fall um das Verständnis bestellt ist.

Zur 8. These

Wir brauchen die Unterstützung der Massenmedien, besonders auch der Lokalpresse, da wir mit unserer Arbeit gesellschaftspolitisch derart exponiert sind, dass wir auf eine Zusammenarbeit mit der Presse ganz einfach angewiesen sind. — Die Pressekampagne gegen Heime und Anstalten der letzten Monate hat möglicherweise erreicht, dass in der einen oder andern Institution gewisse mehr oder weniger diskutabile Praktiken einer Revision unterzogen worden sind. Dem Grossteil der schweizerischen Heime, welche nicht Anlass zur Polemik gaben, hat dieses Vorgehen sehr geschadet. Die Leidtragenden aber sind letztlich gerade unsere Kinder und Jugendlichen, für die sich die Kritiker angeblich einsetzen. Auf der anderen Seite ist es gerade die Presse, die für neue Experimente, die sie von uns fordert, oft wenig Verständnis zeigt. Wenn es in

der Diskussion gewünscht wird, bin ich gerne bereit, konkrete Beispiele zu nennen.

Zur 9. These

Wir brauchen das Wohlwollen der Gesellschaft und ihr Verständnis für Möglichkeiten und Grenzen auch sogenannt fortschrittlicher Modelle der Heimerziehung. Dazu gehört das Verständnis für die Notwendigkeit offener **und** geschlossener Einrichtungen. Auch die Eltern unserer Jugendlichen gehören zur Gesellschaft. Ist die Gesellschaft und sind damit die Eltern uns gegenüber negativ eingestellt, so sind wir zu einer Sisyphus-Arbeit verurteilt.

Da die Oeffentlichkeit neuen Experimenten gegenüber gar nicht so wohlgesinnt ist, steht sie nur ungern zu aktiver Unterstützung positiver Bestrebungen bereit, sei es in der Funktion als Steuerzahler, Stimmbürger oder Eltern. Ein Beispiel für viele: Man wirft den Heimen vor, sie würden die Jugendlichen von der Gesellschaft fernhalten und versuchen, die Kontakte mit gleichaltrigen Mädchen zu unterbinden. Verschiedene Heime bemühen sich demgegenüber durch externe Lehren, gemeinsame Veranstaltungen mit anderen Jugendgruppen, Ermöglichung von Kursbesuchen, die Aussenkontakte ihrer Jugendlichen so weit wie möglich und wünschbar zu fördern. Es ist nun aber die gleiche Gesellschaft, die gegen geschlossene Heime wettet, welche ihren Töchtern verbietet, mit unseren Jugendlichen zusammen einen Tanzanlass zu besuchen, sobald bekannt wird, dass es sich um Heimjugendliche handelt. An diesem Punkt ist ein Umdenken der Oeffentlichkeit nötig: Man kann nicht auf der einen Seite wegen angeblich unhaltbarer Zustände in den Heimen jammern, auf der anderen Seite neuen Versuchen gegenüber völlige Verständnislosigkeit zeigen. Wäre es nicht möglich, hier von der Presse etwas mehr Unterstützung zu bekommen?

Zur 10. These

Wir brauchen das Interesse der Hochschulen und damit der Forschung. Dazu gehört die Schaffung von Lehrstühlen für Sozialpädagogik. Es gehört dazu eine interdisziplinäre Zusammenarbeit, unter anderem der Psychologie, Sozialpädagogik, Soziologie, Jugendpsychiatrie und Psychotherapie. Schliesslich gehört dazu eine engere Zusammenarbeit zwischen den Fachschulen für Sozialpädagogen bzw. Erzieher einerseits und den Hochschulinstituten benachbarter Disziplinen andererseits. In diesen Zusammenhang gehört auch die Schaffung von Ausbildungsstätten mindestens auf Fachschulniveau, die uns das Personal auf die Arbeit in den postulierten neuen Einrichtungen überhaupt erst vorbereiten würden.

Zur 11. und letzten These

Wir brauchen eine vernünftige finanzielle Grundlage für unsere Heime und Anstalten, was bedeutet, dass die Beiträge von Bund, Kantonen und Gemeinden ganz erheblich erhöht werden müssen. Zwar leistet der Bund seit zwei Jahren namhafte Beiträge. Aber trotzdem ist die finanzielle Basis in vielen Heimen noch zu schmal, um ernsthaft über grundlegend neue Modelle diskutieren zu können.

Ich habe damit versucht, einige «Minimalvoraussetzungen» zu formulieren, die erfüllt sein müssten, um entscheidende neue Wege gehen zu können. Dadurch würde es uns möglich, stärker auf die Persönlichkeit des einzelnen Jugendlichen einzugehen, als das heute der Fall ist. Wir könnten mit einem breiteren methodischen Spektrum arbeiten, um den Resozialisierungsprozess zu beschleunigen⁹: Methodische Wohngruppenerziehung im Rahmen einer überblickbaren Kleingruppe; Einzel- und Gruppentherapie verschiedenster methodischer Provenienz; Medikamentöse Unterstützung des Hilfsprozesses; Gezieltes Einsetzen der Aussenkontakte, besonders in der letzten Phase des Heimaufenthaltes. Es gibt einzelne Heime, die sich glücklich schätzen, dass in ihrem Fall ein Teil der Voraussetzungen bereits in der wünschbaren Form gegeben ist. Verwendet man aber strenge Maßstäbe, so bin ich persönlich der Ansicht, dass keines der mir bekannten Heime für Jugendliche der deutschen Schweiz von sich behaupten kann, alles schon verwirklicht zu haben, was heute als richtig angesehen wird.

Meine Damen und Herren, ich möchte abschliessend wiederholen, dass unsere Behandlungsheime von morgen kaum billiger arbeiten werden als medizinische Kliniken, was heute schon dreistelligen Beträgen pro Pflage tag gleichkommt. Aber möglicherweise lässt sich dafür die Aufenthaltsdauer verkürzen¹⁰. Auch besteht die begründete Hoffnung, dass wir unseren Jugendlichen damit effizienter helfen können, wenn wir Mittel einsetzen, die es erlauben, die Persönlichkeitsstörung direkt anzugehen. Und um dieses Ziel geht es uns ja schliesslich allen, die wir in unseren Heimen und Anstalten arbeiten.

Anmerkungen

- 1 Deutsche Uebersetzung von: Neill, A. S., Summerhill, A radical approach to child rearing, Hart Publishing Co., New York 1960.
- 2 Vgl. Bäuerle, W., Funktion und Bedeutung der Heimerziehung in einer künftigen Jugendhilfe, Soziale Arbeit 19, Heft 8, August 1970, S. 317—323.
- 3 Gothe L. und Kippe R., Ausschuss, Protokolle und Berichte aus der Arbeit mit entflohenen Fürsorgezöglingen.
- 4 Z. B. Künzel, E., Jugendkriminalität und Verwahrlosung, Ihre Entstehung und Therapie in tiefenpsychologischer Sicht, Verlag für Medizinische Psychologie, Göttingen 1965. — Schüler-Springorum, S., Sozial auffällige Jugendliche, Juventa, München 1964. — Bittner, G., Psychoanalyse und soziale Erziehung, Juventa, München 1967.
- 5 Z. B. 'Haus Sommerberg in Deutschland', 'Groot Batelaer' oder 'Zandwijk' in Holland.
- 6 Buholzer T. und Pappé H., Aussenkontakte als Erziehungsmittel, Aufbau und Pflege der Aussenkontakte als Bestandteil der Resozialisierung im Erziehungsheim für männliche Jugendliche. Diplomarbeit, Schule für Soziale Arbeit, Zürich 1969.
- 7 National-Zeitung Nr. 533, 18. 11. 70: 'Keine Neukonzeption des Berner Jugendstrafvollzuges'.
- 8 Jantzen, R. et al., Gestern Heimerzieher — heute nicht mehr. Diplomarbeit, Schule für Soziale Arbeit, Zürich 1968.
- 9 Polsky, H. W. and Claster, D. S., The Dynamics of Residential Treatment. A Social System Analysis, The University of North Carolina Press, Chapel Hill, 1968. — Redl, F. and Wineman, D., The Aggressive Child, The Free Press, New York 1957.
- 10 Wilfert, O., Das Erziehungsheim gestern, heute, morgen. Beiträge zu einer Theorie der Heimerziehung, Hermann Luchterhand, Neuwied am Rhein und Berlin 1969.

Resolution

Die rund 450 Teilnehmer der Studientagung «Erziehungsanstalten unter Beschuss», die am 1. und 2. Dezember 1970 unter dem Patronat der Schweizerischen Landeskonferenz für Soziale Arbeit im Gottlieb-Duttweiler-Institut in Rüschlikon tagte, stellen grundsätzlich fest,

— dass Erziehungsheime Spiegel gesellschaftlicher Problematik sind. Es besteht die Gefahr, dass Erzieher und Institutionen zu Trägern überholter Systeme werden. Diese Tendenzen müssen daher reflektiert, kritisiert und bekämpft werden.

Die Studientagung fordert zur Lösung der dringendsten Probleme,

- dass Erziehungseinrichtungen für Jugendliche im Einzugsgebiet grösserer Städte liegen und nicht in ländlicher Abgeschiedenheit,
- dass die Erziehungsarbeit in baulich überschaubaren Wohngruppen geleistet werden kann,
- dass Bau und Betrieb entsprechender Einrichtungen gesamtschweizerisch — mindestens aber im Bereich der Konkordatskantone koordiniert werden sollten,
- dass mehr fachlich qualifiziertes Personal bewilligt wird,
- dass die Mitarbeiter mit den verschiedensten Spezialausbildungen in interdisziplinärer Weise zusammenarbeiten,
- dass risikofreudige Mitarbeiter angefangene Experimente zu Ende führen,
- dass grössere Projekte nicht mehr allein von der Privatinitiative, sondern auch vom Verständnis der Behörden getragen werden müssen,
- dass Massenmedien, insbesondere die Lokalpresse, die Arbeit unterstützen,
- dass auf die Mitarbeit der Hochschulen und damit auch auf die Forschungsergebnisse nicht verzichtet werden kann,
- dass das Wohlwollen der Gesellschaft nötig ist,
- dass unsere Heime und Anstalten auf eine vernünftige finanzielle Grundlage gestellt und die Beiträge von Bund, Kantonen und Gemeinden ganz erheblich erhöht werden,
- dass jugendliche Verwahrloste als sozialinfirm von der Invalidenversicherung erfasst werden und Institutionen und Organisationen, die hier betreuend wirken, die gleichen Leistungen erhalten wie die vom Bundesamt für Sozialversicherung unterstützten Institutionen und Heime der Invalidenhilfe,
- dass der Ausbau der ambulanten Beratungs- und Betreuungsdienste sowie die Entwicklung alternativer Lösungen intensiviert werden,
- dass die im revidierten Gesetz vorgesehenen Spezialheime (Therapieheim, Trainingsanstalt) baldmöglichst geschaffen werden,
- dass auf gesamtschweizerischer Ebene eine Planungskommission eingesetzt wird,
- dass das Heimpersonal erheblich besser zu entlohnen ist.